Umfang acht Seiten — Einzelbezug 40 Pfennig

DER STURM

HALBMONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

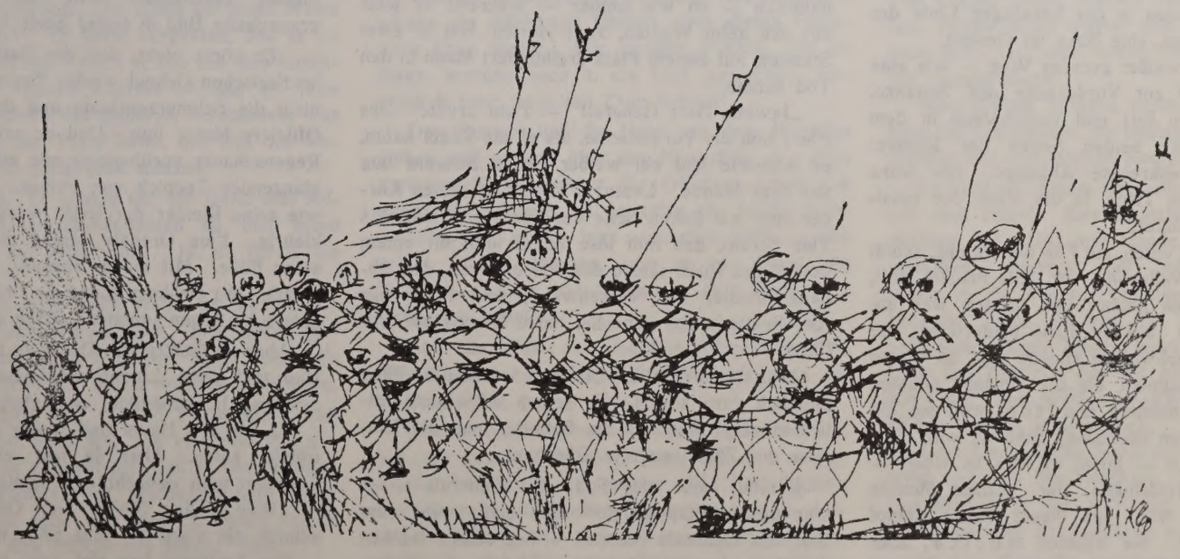
Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

VIERTER JAHRGANG 1913 — BERLIN-PARIS ERSTES DEZEMBERHEFT — NUMMER 188/189

Inhalt: **Aage von Kohl:** Die rote Sonne / **Günther Mürr:** Gedicht / **Hans Arp:** Von der letzten Malerei / **Rabindra Nath Tagore:** Gedichte / **H. W.:** Kritiker: Der feine Herr Scheffler / Der Nobelpreis / Der Nobelpreis und Schweden / **Arthur Babillotte:** Die Schwermut des Genießers / **Paul Klee:** Kriegerischer Stamm / Zeichnung



Paul Klee: Kriegerischer Stamm / Zeichnung

Die rote Sonne

Aage von Kohl

Die Brauen des Generals Noku lagen, dicke weiße Schrägstriche, über seinen Augen. Es bildete sich immerzu ein kleiner Knoten in seiner Kinnlade, weil er die Zähne zusammenbiß. Ab und zu riß er unbewußt an dem Zügel. Das Pferd kaute immerfort die Stange und scharrte mit dem rechten Fuß in der Erde, daß das Gras herumflog und schwarze Erdstreifen bloßlagen.

„Jetzt sind sie am Hügel angelangt!" sagte der General mit scharfer Stimme, die man immer deutlich hörte, auch wenn er leise sprach. Mit seiner Rechten hielt er das Fernglas vor die Augen, das schwarze dreieckige Rohr bedeckte beinahe das ganze Gesicht. Ein blankes Stück Leder, das am Fernrohr festhing, lag über Mund und Kinn.

„Ja, da sind sie, gleich da unten!" antwortete einer der Offiziere, in unbewußter Höflichkeit gegen den Chef.

Der General starrte nur. Seine Füße in den Steigbügeln bewegten sich unaufhörlich, seine Schenkel hatten die Haut auf den Seiten des Pferdes in Teppiche verwandelt.

Die Offiziere hielten in einer Gruppe hinter ihm. Es klirrte immerzu von ihren Säbeln und Steigbügeln wenn die Pferde sich bewegten oder auf den Zaum kauten.

Alle, alle starrten sie durch die Fernrohre wie der General — ein Anblick wie von einer Gruppe Maskierter — alle sahen sie hin zu jener kleinen viereckigen Schanze, das Ziel des Kampfes. Sie lag, in dieser Entfernung, als wäre sie mit einem Finger in losen Sand gezeichnet. Ein bißchen vorgeschoben mitten in der bauchigen Linie der russischen Stellung, eine Nase im Gesicht.

Es führte ein weißer gerader Weg — wie eine Rampe — hinauf zur Vorderseite der Schanze, setzte sich hinten fort und verschwand in dem Schießgraben. Die beiden Seiten der Rampe: steile beinahe senkrechte Abhänge. Als wäre diese Schanze ein Tisch, in die Mitte der russischen Stellung gebaut.

Ein Stückchen unten, am Fuß der Rampe, schob sich eine lange Wellenlinie vor. Sie machte Halt, wurde ein bißchen flacher und breiter, weil die Mannschaft sich auf die Erde niederwarf, und kleine weiße Rauchwolken stiegen auf: es waren zwei neue Kompagnien, die die Schanze nehmen mußten. Sie nehmen mußten, weil sie die Tür zu der ganzen russischen Stellung war. Sie nehmen mußten — koste es was es wolle — weil das Vorwärtsdringen der ganzen Monate darauf gerichtet war, daß dieses Tages Kampf zum Siege führe. Sie nehmen mußten, aber noch nichts erreicht hatten, obgleich der General Mal auf Mal neue Abteilungen hingeschickt hatte.

Die Rampe hatte nur Platz für ein Paar Hundert Angreifer, immerfort versuchten die Soldaten heranzukommen, vergebens.

Drei Mal schon hatte General Noku Order gegeben, daß die Schanze genommen werden sollte. Drei Mal hatten ein paar hundert Mann, rasend, verzweifelt, zum Aeußersten gehetzt, versucht, seine Order auszuführen. Drei Mal schon waren sie zurückgetrieben.

Weil ein vierzehn Meter langer Stachelgürtel, ganz oben auf dem Abhang, jedes Mal die Kompagnien zum Halten brachte: dann guckten die Köpfe der Russen über die Brustmauer der Schanze hervor, und ein Sturm von Stahl ging verheerend über die Angreifer. Ein Paar Minuten und nur die Hälfte war noch lebend, sie stürzte sich zuletzt Hals über Kopf in wahnwitziger Eile den Abhang herunter. So mußte die Artillerie einen neuen Angriff vorbereiten. Und von achtzig Kanonen flog das Feuer, wie ein Vulkan, über die kleine Schanze, aber die Russen verschwanden hinter den hohen deckenden Mauern von Erde, die vor der Brüstung gegraben waren. —

Schon dreimal hatte der General versucht, die Schanze zu bekommen — und kein einziges Mal kam der Angriff weiter als bis zu diesem Stachelgürtel. Aber davor lagen Haufen auf Haufen Tote und Sterbende; und immerzu drang von diesen Massen ein furchtbares flüsterndes Klagen, das hing in der Luft wie meilenweite angstvolle Musik. Der Laut füllte das Ohr und bemächtigte sich aller Nerven. Es ging wie tausend schnelle Stiche durch das Herz, es stiegen die Haare, kalte Spitzen, auf dem Kopf.

Zum dritten Mal war der Angriff zurückgeschlagen, der General hob eine Sekunde mit der zitternden Hand das Fernrohr, aber seine Augen waren geschlossen und die Lider zuckten, während das Fernrohr sie verdeckte.

„Leutnant Futo!" sagte er kurz darauf mit schneller heißer Stimme — es gab einen Ruck in den Offizieren, als sie sie hörten. Er starrte immer noch auf die Schanze, seine Lippen wurden ganz dünn und die Winkel zogen sich herunter, vor Energie.

Futo bog sich nach vorn, während er die Sporen in die Seiten des Pferdes begrub. Das Pferd tanzte auf allen vier Beinen — wie berauscht von dieser Schmerzmusik, die die Luft füllte. Futo zwang das Tier zur linken Seite des Generals.

„Oberst Katama wird noch zwei Kompagnien gegen diese Schanze setzen. Aber schnell!" sagte der General, und seine Stimme war wieder ganz natürlich — so wie immer — während er jetzt mit den zehn Worten, zum vierten Mal in zwei Stunden, auf diesem Platz dreihundert Mann in den Tod sandte.

„Jawohl, Herr General!" — Futo grüßte. Das Pferd hob die Vorderbeine, als er die Zügel nahm, es wieherte und ein weißer Strich Schaum flog aus dem Munde. Leutnant Futo bog seinen Körper über zur linken Seite des Pferdes, drehte das Tier herum, gab ihm lose Zügel und mit einem gewaltigen Ruck sauste das Pferd davon, den Abhang hinunter und verschwand, man hörte nur eine Sekunde das schnelle, harte Dunk-Dunk der Füße.

Aber im Gesicht des Generals wurden die Züge plötzlich ganz scharf. Er schien mit einmal tötlich mager. Man sah die Schatten und die Umrisse der Zähne auf der Oberhaut.

Kapitän Noku, der Sohn des Generals — er war gestern Kapitän geworden und heute zum Stab des Generals versetzt — bog seinen Nacken zurück und versuchte einen Seufzer zu unterdrücken, er merkte nicht, daß auch alle Kameraden so taten, um ihre Unruhe und Angst zu verbergen. Es war ja nicht nur ein Kampf ihrer Brigade. Nein, die ganze Armee, die ganz weit rechts kämpfte — der Laut der Kanonen ging wie ein Erzgesang durch die Luft — diese Armee hatte ihre Brigade ausgesandt, um die kleine befestigte Schanze zu nehmen. Alles hing davon ab, das kleine befestigte Fleckchen Erde war die Entscheidung des ganzen Krieges.

Ein bißchen nach rechts sah man Leutnant Futo, in einem Bruchteil einer Sekunde, wie eine Welle, über den Hügel reiten. Kurz danach konnte man hören, daß die Artillerie Order erhielt, zum vierten Mal den Angriff des Fußvolks durch mächtige Salven vorzubereiten. So lange die Schanze mit Feuer bespritzen, bis man riskierte, die eignen angreifenden Soldaten zu treffen. Die Artillerie war hinten rechts gesammelt. Hinter dem Hügel, wo der General mit seinem Stab stand. Der dünne graue Rauch ging in Kissen, Strichen und Windungen nach allen Seiten, man sah die Mannschaft wie durch mattes Glas. Plötzlich wurde es still; die Kanonen schwiegen, als wollten sie aufatmen und Kräfte sammeln.

Alle Stabsoffiziere hoben ihre Fernrohre.

Das Fußvolk — die zwei neuen Kompagnien — gingen wieder vorwärts. Die dunkle Linie glitt, wie eine Welle, schnell den Abhang vorwärts. Jetzt waren sie am Stachelgürtel angekommen, und im selben Augenblick sah man die Köpfe der Russen wie eine dunkle Borte auf der Brüstung und die Kugeln der Flinten fuhren durch die Massen. Ein paar Minuten ein wilder vernunftloser Wirrwarr, in dem Fernrohr sah es aus wie riesengroße Spinnweben. Die vordersten Soldaten lagen oder hingen in Mengen über den Spitzen des Stachelgürtels. Die Nachkommenden suchten Deckung durch die Leichen, oder liefen herauf und versuchten auf die Weise durch das Gitter zu drängen.

Aber das Feuer der Russen fuhr unter die Menschenlagen. Weniger und weniger bewegten sich — und der zitternde Schmerzenslaut drang wieder — gemischt mit hohen scharfen Schreien — wie die Stimmen der Solisten in einem Chor — durch die Luft.

Und der General verstand, daß es auch diesmal umsonst war. Er sank zurück in den Sattel, seine Hände zitterten wie im Fieber. Die Gesichtszüge waren auseinandergefallen und um seinen Mund lag Angst und Grauen — in dem Augenblick geboren, als er sah, wie die letzten Soldaten über die Leichen ihrer Kameraden krochen, um über den Stachelgürtel zu kommen. Wie mit einem Messer geschnitten hatte sich dies häßliche grauenhafte Bild in seiner Seele festgegraben.

Er hörte nicht, daß die Batterie hinter ihm im tierischen Geheul wieder Feuer gab. Er hörte nicht die Schmerzenslaute und das Stöhnen der Offiziere hinter ihm. Und er sah nicht, daß ein Regenschauer vorüberging wie ein grauer metallglänzender Teppich von Perlen. Er fühlte nicht, wie seine Kleider durchnäßt wurden, schwer und klebrig. Eine Granate schlug in die Erde vor seine Füße. Mit einem Sausen. Wie ein großer Vogel. Mit Dröhnen barst die Erde, und die Granatstücke flogen summend durch die Luft.

Aber im Gehirn des Generals saß nur das eine Bild und seine Lippen wiederholten immerfort: „unmöglich, unmöglich, unmöglich!"

Er hob das Haupt und wollte einen Ordonanzoffizier rufen. Aber da tritt ein ganz junger Leutnant vom siebzehnten Regiment an ihn heran.

„Was wollen Sie?" Der General fragte so schnell, als wäre nur eine Silbe in dem Satz.

Der Leutnant bog sich vor, sein Gesicht war von Eifer ganz unbeherrscht:

„Ich melde vom siebzehnten Regiment: Es sind vierhundert Freiwillige. Sie wollen versuchen. Gegen die Schanze!" — Seine schmale Brust, worauf die schwere Bronzemedaille hing, hob sich heftig von dem schnellen Reiten.

„Vierhundert Freiwillige!" wiederholte er, ohne es zu wissen. Die Mütze hatte er verloren, er merkte es nicht und hielt fest seine Rechte am Ohr.

General Noku starrte ins Ferne. Wieder wirbelte es in seinem Gehirn: unmöglich, aber es muß gemacht werden. Unmöglich aber er will es machen!

Der lange Leutnant Hinto hob sich in den Steigbügeln und zeigte über Kapitän Nokus Schulter:

„Adjudant vom Generalleutnant!"

Nach einer Sekunde war der Adjutant da. Sein Pferd, schweiß- und schaumbedeckt, stellte sich

auf die Hinterbeine, es sah aus, als wollte das Tier die Vorderbeine in den Rücken des jungen Leutnants vergraben.

„Die Brigade muß vorwärts. Gleich! Der General kann nicht darauf warten, daß Sie Ihre Pflicht tun, General Noku!" schrie der Adjutant, und seine Hände saßen wie Stahlklammern um die Zügel des Pferdes, dessen Maul weit offen stand.

Noku starrte in die Ferne: als wäre er blind, oder sahen seine Augen vielleicht nur dies Bild von Sterbenden, die über Tote kriechen.

Dann mit einmal nickte er.

Der junge Leutnant wiederholte zum drittenmal, ganz heiser von Eifer, — seine junge Stimme stolperte:

„Vierhundert Freiwillige, dürfen sie herangehen?"

Der General drehte seinen Kopf, langsam, und sah sich die Offiziere an. Langsam, langsam glitt sein Blick über sie, und eine hartes, eigentümliches Lächeln lag um seine Lippen. Er hatte ein Mittel gefunden, die Schanze zu nehmen, aber welches, das wußten sie nicht.

„Ja!" sagte er, und sah sich nochmals die Offiziere an, seine Stimme war ganz trocken. Die Offiziere verstanden, daß die Idee sein ganzes Blut vertrieben hatte.

„Ja!"

„Die Freiwilligen — könnten vielleicht, wenn sie — —!" Und er schwieg, als wäre sein Plan so, daß er nicht wagte, ihn zu sagen.

Kapitän Noku begegnete dem Blick seines Vaters, und es ging ein hastiges Lächeln über sein blasses schmales Gesicht; „Ja!" sagte er mit seiner Stimme, die kaum glauben ließ, daß er dreiundzwanzig Jahre war, „Ja, allein auf diese Weise ginge es, Vater!" Er hatte vergessen, daß er zu dem General sprach. Auch in ihm saß dies furchtbare Bild des letzten Angriffs — und er hatte gleich beim Lächeln des Generals verstanden, was für einen Plan der Vater hatte, der ihm das Gesicht mit einmal ganz grau machte.

Noku nickte. Er winkte mit der Hand dem Adjutanten des Oberkommandanten zu und seine Augen ruhten auf dem Sohn: „Ja, du führst die Freiwilligen!"

Der Kapitän legte seine Hand an die Mütze. Die Offiziere atmeten ganz kurz. Ihre Augen gingen vom General zum Kapitän. Aber Noku hob sich halb im Sattel, er neigte sich zu dem Sohn.

„Sag es ihnen, sag es den Freiwilligen, daß du mein einziger Sohn bist, sag es ihnen, daß der Kaiser dich Held genannt hat, daß er dich gestern zum Kapitän gemacht hat, dreiundzwanzig Jahre alt! Aber dich gebe ich, weil du ihnen zeigen mußt, wie sie ihre Pflicht tun sollen. Geh!"

„Geh!" — — rief er, hob sich in den Steigbügeln und riß die Mütze von seinem Kopf.

„Geh, und zeige ihnen, wie sie für ihr Land sterben sollen!" —

Und alle Offiziere rissen unbewußt die Mützen von den Köpfen und hielten sie in den Händen, die Arme gerade an den Seiten, Kapitän Noku ritt fort in fliegendem Galopp um den Freiwilligen zu zeigen, wie man die Schanze nur nehmen könnte. —

Der fremde Adjutant und der kleine Leutnant waren weggeritten. Das Gesicht des Generals Noku war ganz anders geworden, ganz ruhig. Ein sicheres, siegesbewußtes Lächeln zeigte sich um seinen Mund.

„Was meint der General?" — der lange Leutnant Hinto neigte sich zu seinem Seitenkamerad und sprach so still, daß es kaum zu hören war. Er wollte nicht daran glauben, was er gehört hatte, er wollte es nicht glauben. — „Was meinte er wohl damit, daß es nur ein Mittel gäbe, diese Schanze zu nehmen?"

Leutnant Guji sah immerfort auf sein linkes Knie, er glättete mit der Hand darauf, als wäre da etwas wegzuwischen —: „Ich weiß nicht!" antwortete er unwillig — „ich kann es mir doch nicht denken — — —" Er schwieg mit offenem Mund und schwarzen Augen — und Leutnant Hinto verstand, daß auch er es wußte, aber es nicht zu wissen wagte.

Die anderen Offiziere hatten auch denselben angstvollen Ausdruck in ihrer Gesichtern. Ab und zu flüsterten sie mit einander — aber sie sahen unaufhörlich auf die kleine Schanze dahinten, keiner wagte den andern anzusehen.

Die vierzig Kanonen hatten wieder ihr Feuer gegen die Schanze gerichtet.

In dem Fernrohr konnte man sehen wie die Granaten die Erde auffliegen ließen. In großen, schwarzen Klumpen flog es gegen die Brüstung. Es war nichts Lebendes zu sehen. So plötzlich hörte das Feuer auf.

Im selben Moment waren alle Brüstungsmauern vollbesetzt von Soldaten. Dann gingen die Kanonen wieder los. Es war nur ein Manöver, um die Verteidiger herauszulocken, zu töten, zu ermüden.

Und als die Besatzung noch schneller sich wieder zurückgezogen hatte, sah Noku, daß ungefähr auf zwanzig Stellen, kleine schwarze Striche oder Punkte lagen, wo die Schüsse getroffen hatten.

Noch einmal hörte die Artillerie auf, aber diesmal sandten die Russen nur einen Mann, um über die Brüstung zu sehen — die Kriegslist nützte nicht mehr.

Und mit größerer und größerer Gewaltsamkeit gingen die stählernen Untiere über dieses Fleckchen Erde nieder. Die dunklen Punkte, die da lagen, wurden hoch in die Luft geworfen, zerstückelt oder ganz mit Erde bedeckt.

Der General ließ die Hand mit dem Fernglas sinken und schaute über das Hirsenfeld, das ganz zertrampelt war. Aber die Offiziere sahen nur gegen die Schanze, als warteten sie, voller Angst — auf irgend etwas, was geschehen sollte — und selbst dieses Warten war so voll Angst und Schmerz, daß sie ihre Augen von dem Platz nicht abwenden konnten.

Aber die Blicke des Generals glitten ruhig und klar hin und her, alles ruhig abwägend was geschehen sollte.

Einige hundert Meter vorwärts zu beiden Seiten, ein graues schmales Band, das sich unaufhörlich bewegte. Es waren die Schießketten. Dahinter gingen die Kompagniereserven in doppelten Reihen, wie breite kurze Klumpen. Ungefähr in der Mitte marschierten die Bataillonsreserven.

Leutnant Guji zeigte plötzlich, seine Hand zitterte, totmüde —: „Da kommen die Freiwilligen!" — sagte er, mit seiner jungen Stimme, als könnte sie nicht die Wichtigkeit dessen ausdrücken, was sie von dem Plan der Freiwilligen verstanden hatten. Der General und die Offiziere ritten instinktiv zwanzig Schritte vorwärts zur Böschung, da wo die feindlichen Granaten Mal auf Mal niederschlugen.

Sie hoben sich in den Steigbügeln und streckten die Hälse, um besser sehen zu können.

Zwischen zwei Gruppen Bäumen kamen die Freiwilligen hervor. Sie liefen im Schritt, es sah aus als bewegte sich ein Riesenkörper. Als wären sie ein Wesen.

Es ging ein Ruf von den Offizieren —

„Sie haben ja keine Flinten, die Leute!" — sagte Leutnant Hinto, ganz aschgrau im Gesicht, und er wußte jetzt, daß er ihn richtig erraten hatte, diesen fürchterlichen Plan.

Aber kein Offizier antwortete ihm. Sie starrten nur alle auf die Laufenden, als gälte es ihr eignes Leben. Ihre Augen waren groß und heiß geworden. Es sprangen Zuckungen um ihre Münder, deren Lippen alles Rot verloren hatte. Alle, alle starrten sie auf diese Truppe, deren erste Hälfte ohne Waffen marschierte. Und an der Spitze lief Kapitän Noku seinen Säbel schwingend, fließendes Gold in der Sonne.

Dann waren die vierhundert vorbei, und man konnte sie von diesem Platz nicht mehr sehen.

General Noku saß so rank im Sattel, und seine Augen gingen ruhig und aufmerksam herum — von Schießketten zu Kompagniereserven und zu Bataillonsreserven.

„Nein, sie hatten wirklich keine Waffen!" sagte der kleine Leutnant Guji plötzlich — „und es ist sein einziger Sohn!"

Sie hörten mit einmal, einen schwachen Ruf, weit von vorn. Die Offiziere versuchten krampfhaft zu sehen. Sie drückten mit den zitternden Händen die Fernrohre gegen die Augen.

Die Artillerie schwieg — die Kanonen sahen aus wie große graue brünstige Tiere, die mit den Beinen zum Sprung gesammelt nur auf eine Bewegung warteten, um ihre Stahlzähne in Knochen und Fleisch des Feindes zu begraben.

Jetzt konnte man wieder die Freiwilligen sehen. Sie waren an der Rampe angelangt. Zuerst lief ein einzelner kleiner Punkt. Und alle wußten es war Noku. Der dreiundzwanzigjährige Kapitän. Der einzige Sohn des Generals. Sein einziges Kind. Und hinter ihm kam eine Reihe von vierzig Mann, schnell liefen sie, ohne Waffen. Hinter ihnen wieder eine Reihe. Und nochmals eine. Und eine vierte, und eine fünfte. Jede mit vierzig Mann.

Aber fünfzig Schritte hinter der letzten Reihe kam die Schießkette, die letzten zweihundert Freiwilligen der siebzehnten Kompagnie.

Es ging ein Sturm über die Offiziere da oben auf dem Hügel. Ihre Gestalten wendeten und drehten sich. Und ihre Hände, die die Fernrohre umfaßten, zitterten und bohrten die Instrumente in die Augen. Leutnant Guji, der kaum achtzehn Jahre alt war, fiel mit einem Seufzer vorwärts. Seine Hände bewegten sich in der Luft, das Fernglas fiel mit einem dumpfen Laut zur Erde. Sein weißes Gesicht leuchtete, und die Hände wurden unbeweglich.

Jetzt war Kapitän Noku nur zehn Schritte entfernt von dem Stachelgürtel. Noch sah man keinen Russen an der Brüstung, die hundertfünfzig Ellen von dem Stachelgürtel entfernt lag.

In dem Fernglas konnten sie beobachten wie der Kapitän schneller zulief, er drehte seinen Kopf um zu den Leuten, eine Sekunde, und sprang, einen Moment schwebte er in der Luft über dem Stachelgürtel. So hob er die Arme und ließ sich mit seinem ganzen Gewicht über die Spitzen fallen.

Es ging ein Stöhnen durch den Stab.

Als fühlten sie selbst die hunderte von Spitzen, die sich in den Körper des Kapitäns gruben.

Premierleutnant Aroko gab einen Schrei von sich wie ein Tier, und es spritzte ein Strahl Blut von seiner Unterlippe, in die er gebissen hatte ohne es zu wissen. Leutnant Hinto warf seinen Kopf zur Seite und erbrach sich mit einem stöhnenden Laut wie ein Schluchzen. Aber draußen am Stachelgürtel war die erste Reihe nach dem Kapitän angelangt. Sie sprangen, ihre Körper gingen wie Striche durch die Luft, und fielen dann in voller Länge herunter auf die scharfen Spitzen. Die nächste Reihe war schon da. Sie setzen die

Füße auf die Körper der Kameraden, springen auch und bedecken mit ihren Körpern noch ein Stück dieser Spitzen mit ihrem Fleisch. Dritte, vierte, fünfte Reihe folgen, in einer Minute ist der ganze Gürtel bedeckt mit einer beweglichen grauen Masse, wie mit einem Teppich.

Aber jetzt ist auch die schwarze Borte auf der Brüstung, und auf einmal schießen sie alle los auf diese lebende Decke. Noch eine Sekunde ist ein fürchterliches grausames Leben auf diesen Spitzen — als wären diese zweihundert Menschen zusammen ein einziges vierhundertarmiges Wesen, das draußen liegt, gespießt, durchbohrt, aufgerissen, sterbend, einen unsagbar schmerzvollen Tod sterbend.

Die nächste Salve der Russen, und es wurde still da oben. Nicht eine Bewegung.

Doch —: ein Mann hob den Oberkörper, fuchtelte mit den Armen und fiel wieder vornüber.

Lange nachher klang sein Schrei da oben auf dem Hügel, wo der Stab hielt.

Aber in diesem Moment kam es dem General vor, als würde über die Rampe in zwanzig Ellen Breite, ein goldener, leuchtender Purpurteppich gespannt. Eine mächtige Fahne, die sich lebend bis ganz oben an die Schanze gelegt hatte.

Die Schießkette war heran. Springend stolpernd, gleitend kamen sie. Schreiend vor Grauen und Energie stürmten sie vorwärts. Die Stiefelhacken in die blutnassen Wunden der Kameraden, vorwärts zum Sonnenbanner, das über dem Stachelgürtel ausgebreitet lag.

Das Fernglas des Generals glitt von seinen Augen. Als hätte der rote goldene Schein da oben seine Augen geblendet.

Aber um seinen Mund stand ein ruhiges festes Lächeln: die Schanze war erobert, Japan hatte den Krieg gewonnen.

* * *

Autorisierte Uebersetzung von Nell Walden
Aus der Novellensammlung „Die roten Namen"

* * *

Im bunten Schäumen der strudligen Städte,
im Spiel von Tag und Nacht über das Sein,
wo ist Er? Ich bin ein gereckter Arm.
Aber Du, mit dem letzten Blutstropfen geliebte,
Du, in der mein Ich ist und schleift den Leib nach,
Du, in deren Glanz ich schimmre, ein zitternder Tropfen,
Du, die mir Weg ist und Ziel, Mühe und Labung,
Du mit den Augen, durch die der Nahferne blickt,
Du mit den blauen Augen, aus denen mein tiefes Leben fließt,
Du, die ich liebe: bist Du es, die ich liebe?

Günther Mürr

Von der letzten Malerei

Hans Arp

Kristallene Amphore auf dem Gipfel des Berges. — Ich halte den ärmlichen Strauß meines Lebens in Dich, o weiße Lava. Breche den Verkehr mit mir, o Kleinigkeit, nicht ab. Unsere Zwiegespräche im pergamenttapezierten Haus. Und wo ist Dein Gesicht? Jetzt blühen die Bäume dieser Winterlandschaft unter Deinem Atem auf. O Tafel für Rehe, Deine Flügel sind Spiegel. In Deinen Ohren singen Nachtigallen. Sterne Deine Kiemen.

Du zeigst Dich in den mundlosen Köpfen der unberührten Jungfrauen mit den hohen Stirnen, die ohne Leib und mit überlangem Hals aus den Mänteln hängen.

Marionetten von Castiglione d'Olona. — Zwischen dem erhobenem Zeigefinger und den versteinerten Augen der Cumäischen Sibylle von Andrea del Castagno bist Du durchgeflogen. — Bei Grünewald zeigst Du Dich als farbig glühender Dorn vor Landschaften, die wie erhitzte Metalle anlaufen. Und Kelche schweben um Dich ab und zu. — Du lächelst mild hinter Hecken von wächsernen Blumen durch die sich Sterne glühen. — Du ruhst gelassen o Flamme in den Feldern goldener Architekturen in diesen planimetrischen Zimmern zeigst Du Deine großen Füße und langen Zehe. Deine Zungen. Und Deine Lämmer und Freunde, o Flamme, ordnen sich wie Blumenblätter um Dich. — Du atmest in dem zitterndem Glanzlicht auf dem Bauche des Buddha und in den Schleiern der Rosita Mauri von Manet. — In den Chromos aus den Fruchtkatalogen der Handelsgärtnereien, verbrüdert mit grobem Kalkbewurf und den glattesten Lackflächen wie weit denkst Du Gott in diesen Trompe L'oeuils. O Keilrahmen ins All gehoben, in Dich geschoben, überrieselt von den Bächen Deines violetten Schweißes.

O Sehnsucht nach einem größerem Gesicht. Wenigstens Stadt, wenigstens Dom, wenigstens Säule. Wenn wir auch unterwegs verführt werden von Umarmungen, von Pflanzen. (O Knöchlein im Meer, im Himmel, im Fließ.) Du zeigst Dich wieder stärker, Gott. Wir türmen, häufen. Zum Schluß sind wir alle Konvertiten, die mit der größten Geste eines brennenden Tragöden im Purpurmantel eingehüllt uns in die singende Flamme des Nichts stürzen.

Ein Kosmos aus Domen. Ein Portal aus fließendem Steinfleisch mit dem Lied der aufsteigenden Wolken, nur ohne ihre Sentimentalität. Glocken atmen schwer. In diesem Bild von Léger Komposition mit Menschen" 1912 gehen die Schatten wie um die Dome, schillernd und sind Zeiger. Dann ist hier der gewagteste Winkel, der vermessenste Bogen unserer Physik. Dort der notwendige weise Mund der Banalität, den wir zum Absprung brauchen und um den sich wie Sterne die Stimmen und Chöre sticken. Und kleine Harfen rieseln über Flächen unter Moos. Alles von der Härte der großen Dinge durchwachsen. Poche mit deinem Finger darin, wie Gott daraus tönt. Schaue durch diese Ritzen. Da schwimmt Gott.

Und noch an höheren Kanzeln lehnen die Bauleitern. Die Silhouetten der Städte bewegen sich. Gott kehrt in sie ein.

Gedichte

Rabindra Nath Tagore

Wenn du mich singen heißest, fühle ich, mein Herz bricht von Stolz; ich sehe empor zu deinem Gesicht, und meine Augen füllen sich mit Tränen.

Alles was in meinem Leben Schroffheit und Mißlaut ist schmilzt zu einem einzigen lieblichen Klang und meine Anbetung bekommt Flügel wie ein froher Vogel auf seinem Flug über das Meer.

Ich weiß, dir gefällt mein Lied. Ich weiß, daß ich nur als Sänger vor dein Antlitz trete.

In die Ferne breitet mein Lied seinen Flügel. Mit seiner äußersten Spitze berührt er deine Füße, die ich nie in Träumen erreichen konnte.

Berauscht von der Freude des Singens, vergesse ich mich und nenne dich Freund, der mein Herr ist.

*

Das Lied, ich kam hierher, es zu singen, es ist bis auf diesen Tag noch ungesungen.

Mit Besaiten und Abspannen meiner Harfe sind meine Tage verronnen.

Nicht wurde der Takt wie er sollte, nicht wurden die Worte richtig eingefügt, aber im Herzen sitzt die Sehnsucht noch.

Die Blume hat ihre Blätter nicht geöffnet; nur der Wind zieht seufzend vorüber.

Ich habe sein Gesicht nicht gesehen, seine Stimme nicht gehört; nur seine leichten Schritte auf dem Wege vor meinem Haus.

Den lebenslangen Tag, habe ich verbraucht, Teppiche auszubreiten, auf denen er sitzen sollte. Aber die Lampe wurde nicht gezündet, und ich kann ihn nicht in mein Haus laden.

In der Hoffnung ihn zu begegnen lebe ich; aber noch ist nicht die Zeit für diese Begegnung.

*

Auf die Liebe warte ich, um endlich mein Leben seinen Händen zu überlassen.

Sie kommen mit ihren Gesetzen und ihren Lehren, mich zu binden, aber ich entfliehe ihnen immer, denn ich warte auf die Liebe um mein Leben seinen Händen zu überlassen.

Die Menschen klagen mich an, rücksichtslos nennen sie mich, und ich zweifle nicht, daß sie Recht haben.

Der Markttag ist vorüber, für den Fleißigen ist alle Arbeit zu Ende. Die mich vergebens gerufen haben, kehren in Zorn um. Aber ich warte nur auf die Liebe, um endlich mein Leben seinen Händen zu überlassen.

Aus dem Gedichtband Gitanjali (Gesangsopfer). Nach der schwedischen Ausgabe (Verlag Norstedt und Söhne, Stockholm) ins Deutsche übertragen von Nell Walden.

Kritiker

Der feine Herr Scheffler

Herr Karl Scheffler hat nun seine Ausstellung der ringenden Talente. „Eine Eliteausstellung der besten Talente der Jüngsten." Zu ihnen gehören nach seiner Ansicht die Herren Beckmann, Rösler, Brockhusen, Meid, Kurt Herrmann und Karl Hofer. Resultat: „Als Ganzes wirkt die Veranstaltung in einer sehr edlen und vergeistigten Weise interessant." Noch mehr: „Man spürt, daß Intelligenz und selbstloser Idealismus sich hier mit den Arbeiten der neuen Künstlergeneration beschäftigt haben." Bei Sturmausstellungen nennt es Herr Scheffler: „Der unmündigen Jugend in einer abscheulich servilen Weise schmeicheln." Herr Scheffler hat den großen Mund für die unmündige Jugend, die ihm größtenteils sogar an Jahren überlegen ist. Kandinsky malte bereits, als Herr Scheffler noch Muster zeichnete. Er scheint immer noch Beziehungen zu Webereien zu haben. Und empfiehlt deshalb Franz Marc, sich Aufträge für Webereien zu beschaffen: „etwa in dem Sinn des Norwegers Munthe zu arbeiten". Der Herr Munthe arbeitet etwa so, wie der Herr Scheffler schreibt. Man denke sich eine Ausstellung von Arbeiten der neuen Künstlergeneration, in der fehlen: Alexander Archipenko, Umberto Boccioni, Delaunay, Alexei von Jawlensky, Kandinsky, Paul Klee, Fernand Léger, August Macke, Franz Marc, Albert Gleizes, Jean Metzinger, Gino Severini, um nur einige wichtige Namen zu nennen. Wo hingegen die Werke der obengenannten Herren zu sehen sind. Ich empfehle Herrn Karl Scheffler dringend, sich bei seinen weiteren Kritiken der größten Vorsicht und des noch größeren Nachsehens zu befleißigen, da Nachsicht nicht geübt wird. Ich hebe alles auf, Herr Karl Scheffler. Ich trage ihnen jede Zeile nach, Ihr ganzes Leben

durch, jede Zeile, die ein Werturteil bildet. Trotzdem Sie keine Zeile gebildet haben, die einem Werturteil standhält. Sie behaupten, die Leute vom Sturm hätten schlingelhafte Manieren. Eine Behauptung übrigens auf der Höhe Ihrer Kunsturteile. Sie mögen sehr gute Manieren haben, die man zwar nicht bemerkt, dann beschränken Sie aber bitte Ihren Umgang auf „Gebildete" und kommen Sie der Kunst nicht mit dem feinen Ton in allen Lebenslagen zu nahe. Weder die Manier, noch das Manierliche kann Kunst verwerten. Und der Schrei eines Schlingels ist mir lieber als das Stammeln eines Mannes, dem nicht zu helfen ist.

Der Nobelpreis

Das Berliner Tageblatt bleibt dabei, daß die „Allgemeine Auffassung" den Nobelpreis für Literatur zu vergeben habe. „Die nahezu allgemeine Auffassung die in diesem Falle auch die unsre ist." Die allgemeine Auffassung, die in a l l e n Fällen die unsre ist (warum so bescheiden) könnte ruhig das Berliner Tageblatt mit ihrer Vertretung betrauen. Herr Nobel tat es nicht, er traute offenbar dem Berliner Tageblatt und der allgemeine Auffassung weniger zu, als der schwedischen Akademie, die der Literatur auch schon manches zugetraut hat. Da war man sich einig. Unser Paul Heyse. Prudhomme. Unser Peter Rossegger bekam ihn nicht. Diese Schmach blieb Schweden erspart. Es kann sich hierfür vermutlich bei Per Hallström bedanken. Die allgemeine Auffassung läßt sich zwar im Berliner Tageblatt belehren, daß sie nicht mit der Vergebung von Nobelpreisen zu tun habe. Die allgemeine Auffassung scheint für die Verletzung von Testamentsbestimmungen gradezu begeistert zu sein. „Gegen Rabindra Nath Tagore wird sich wahrscheinlich der Protest aller europäischen Nationen erheben, weil es ganz gewiß nicht im Sinne der Stiftung ist, den größten Preis, der für dichterisches Schaffen verliehen werden kann, in die Hände eines Mannes zu legen, der bisher nur auf eine beschränkte Gemeinde seiner Landesgenossen . . ." Nobel hat bestimmt, daß bei der Zuerteilung der Preise keine Rücksicht auf die nationale Zugehörigkeit genommen werden soll. Die allgemeine Auffassung schließt ihren Horizont mit Europa ab, trotzdem er nicht einmal über ein Zeitungsfeuilleton hinausreicht. Peter Rossegger hat sogar eine große beschränkte Gemeinde seiner Landesgenossen. Eine noch größere, noch beschränktere Gemeinde hat Otto Ernst und Gustav Frenssen. Wenn diese Gemeinden durchaus Preise vergeben wollen, so sollten sie es doch nicht mit dem Gelde Nobels tun wollen, sondern es mit ihrem Scherflein tun. Jeder Leser zahle eine Mark, der Liebling hat seinen Preis und er gibt den Überschuß über den Nobelpreis sicher gern der schwedischen Akademie heraus, die ihn hoffentlich auch so gut verwerten wird, wie sie es mit ihrem eignen Preis diesmal getan hat. Diese Art Dichterei der allgemeinen Auffassung ist keine Kunst, das Protestieren gegen Testamente kein Recht, das Unbekanntsein von Künstlern keine Schande. Aber eine Ehre. Die schwedische Akademie hat diesmal verstanden, die Ehre zu ehren. **H. W.**

* * *

Der Nobelpreis und Schweden

Man bittet mich aus Schweden um Veröffentlichung dieser Zeilen:

Wenn man die ausländische Presse in diesen Tagen liest, bekommt man den Eindruck, daß nicht Schweden, sondern Europa den Nobelpreis verteilt. Das ist nicht ganz richtig. Schweden verteilt den Preis. Schweden ist dazu durch das Testament Nobels beauftragt. Und die Schwedische Akademie ist beauftragt, den Preis für Literatur zu erteilen. Zur Hilfe haben sie von Nobel testamentarische Bestimmungen mitbekommen. —

In diesem Jahr wütet mehr als sonst der Proteststurm gegen den Beschluß Schwedens. Gerade in diesem Jahr haben die Preisverteiler die testamentarischen Bestimmungen Nobels g e n a u befolgt, was früher wohl nicht immer der Fall war. Warum denn diesen Protest? Besonders von Seiten Deutschlands. Deutschland kann sich wohl am wenigsten beklagen. Viermal hat Deutschland einen Nobelpreis heimgetragen. Oder liegt das Geheimnis vielleicht gerade da? Ich weiß nicht, aber mir kommt es vor, als wäre Deutschland in diesem Falle zu bevorzugt. Welche deutschen Zeitungen man in die Hand bekommt, alle haben sie was auszusetzen, alle fordern sie im gebieterischen Tone, daß die schwedische Akademie sich verteidigen soll. Hat Deutschland Befugnis, auf diese Weise aufzutreten? Hat die schwedische Akademie die Pflicht, sich zu verteidigen? Die Nobelstatuten sind in allen Zeitungen Deutschlands jetzt abgedruckt, und dadurch ist bewiesen, daß n a c h d e m T e s t a m e n t alles gerecht ist. Aber der Proteststurm schweigt doch nicht. — Ich finde, wenn alle Nationen, die mit der Sache g a r n i c h t s zu tun haben, protestieren, könnte Schweden, das wohl in diesem Falle etwas sagen könnte, auch anfangen.

Und mit Recht. Wie oft hat Schweden den Nobelpreis bekommen? Einmal. Ich glaube nicht, daß es Nobels Absicht war, Schweden in diesem Fall stiefmütterlich zu behandeln. Wenn Schweden nicht die dichterischen Kräfte hätte, aber Schweden hat sie und hat sie auch längst gehabt. Tote wie Lebende hätten den Preis schon lange verdient. Ich nenne nur einige Namen: Strindberg, Fröding, Karlfeld, Heidenstam, Hallström, Söderberg. Haben sie nicht den Preis eher verdient, als Paul Heyse, Sinkiewicz oder Sully Prudhomme, der nach meiner Meinung wirklich gegen die testamentarischen Bestimmungen gewählt wurde. Sein Schaffen und bald darauf auch sein Leben neigte sich zu Ende. Ist es denn ein Hindernis, Schwede zu sein? Nobel hat bestimmt: . . . auch Dichter a u ß e r Skandinavien können den Preis erhalten. Aber diese Worte bedeuten doch durchaus nicht, daß der Preis n i e in Skandinavien verteilt werden soll. Hier liegt uns Dänemark nahe. Gehört nicht Dänemark auch zu den berechtigten Nationen. Keiner dürfte bestreiten, daß Dänemark gerade in der Literatur große Namen hat. Ich will nur ein paar nennen: Herman Bang, Aage von Kohl, Pontoppidan. Es wäre wünschenswert, daß die schwedische Akademie sich ihrer Verantwortung in diesem Falle bewußt würde. Vielleicht wäre es ein Mittel, daß S c h w e d e n und nicht Europa den Nobelpreis verteilt, wenn Schweden anfinge, gerecht gegen sich selbst zu werden. Skandinavien hat seine Großen bis heute. Sie sollten vor allen Dingen in Schweden anerkannt werden.

Die Schwermut des Genießers

Roman

Von Artur Babillotte

Fortsetzung

Als Johannes mit Eva in die Loge trat und die Menschenmenge im Zuschauerraum erblickte, hatte er die Empfindung, als sei das Theater der Kern der Großstadt. Was hier geschah, das pflanzte sich auf Luftwellen nach allen Seiten fort und überschwemmte die ganze weite Fläche der Stadt.

Johannes saß bleich und regungslos in seinem Sessel. Die weißen Hände lagen lässig. Fast unmerklich zitterten die Fingerspitzen; alle Musik, die in ihm tönte, wollte ihn jetzt nicht verlassen. In seinen tiefen schwarzen Augen brannten unruhige Lichter; ein ganz feiner Strich über der Nasenwurzel verband die starken Brauen mit einander.

Evas Bewegungen waren langsamer und berechneter geworden. Sie war die Gattin des genialen Künstlers . . . sie stand im hohen Leben.

Seine Gedanken zerrten ihn immer wieder in die selbstquälerische Erkenntnis, daß er den Weg verloren habe. Sein erstes Werk —, in wenigen Minuten sollte es lebendig an ihm vorüberziehen. Aber er vermochte sich nicht zu freuen. Er hatte sich losgesagt von dem, was einmal seine Stärke und seine Zuversicht war, um dieses Werk zu schaffen. Ein Höheres hatte sich ihm dargeboten . . . . Er litt unendlich unter diesen Gedanken.

Er saß und quälte sich. War es denkbar, daß der Anblick der Großstadt dies alles hervorrief? War dieser Eindruck so groß, daß er den Zusammenbruch alles Halben, alles Wertlosen in seiner Seele bewirken konnte?

Eva fand kein Ende des Schauens und Staunens. Da er aber regungslos blieb, schmollte sie.

— Ich begreife dich nicht. Heute solltest du wirklich keine schlechte Laune haben.

Er hörte nicht, als säße er meilenweit entfernt in irgend einer Verlassenheit. Eine Reue, die mit plötzlicher Wildheit in ihm aufgesprungen war, verbrannte ihn. Alle Hoffnungen, alle Freuden lagen zertrümmert zu seinen Füßen ein armer Rest fröhlichen Hochmuts. Nichts war geschehen, die Tage waren vorübergegangen in ewiger Behaglichkeit, mit Schauen und Betrachten. Aber dieses Schauen und Betrachten hatte keine Reichtümer in ihm angehäuft.

. . . Im Orchesterraum wurden die Instrumente gestimmt. Jetzt atmete Eva auf.

— Das klingt ganz heimatlich, sagte sie. Als er wieder nicht antwortete, streichelte sie ihn. Er schrak auf.

— Jaja, lächelte er teilnahmlos. Ich glaube, du hast Recht . . . Und versank aufs neue in seine Not.

. . . . . Eine laute Stimme riß ihn aus seiner Qual. Der Vater trat durch die Tür. Hinter ihm traten die Eltern Evas herein.

Johannes freute sich nicht. Im ersten Augenblick, als er erfuhr, daß der Vater zur Aufführung kommen würde, hatte er heimlich gejubelt. Aber als er dann dem Mann gegenüberstand, zum ersten Male nach Jahren, und als der Vater ihn begrüßte, war alle Freude gestorben. Da hatte er erlebt, daß er dem Vater nur den Leib verdanke.

Die Eltern Evas hatten sich bescheiden in die zweite Reihe gesetzt. Das straff anliegende schwarzseidene Kleid der Mutter wurde von der Dämmerung im Hintergrund der Loge aufgesogen; wie ein verschwommener gelber Fleck stand das schmale Gesicht mit dem grauen Haar vor der finstern Rückwand. Der alte Beamte rückte unsicher hin und her. Seine grauen Augen rollten. Er war verlegen, fremd und hilflos in dieser Feierlichkeit.

Einer, der wie ein heiliger Gedanke hinter den andern herein gekommen war, lehnte in der Ecke. All das Neue, das Laute, Bunte, Ruhelose hatte ihn berauscht. Jetzt war er nicht mehr nur der schlichte Arbeiter Jörg Martin, jetzt war er einer, der vor einer breiten Treppe stand, die in das

Licht führte; schon hatte er einen Fuß auf die erste Stufe gesetzt. Jetzt war die Zuversicht des Freien über ihn gekommen. Wie dankbar war er diesem Manne! Er, der Arbeiter mußte schweigen, wenn gesprochen wurde. Aber von dem größeren Werk des Künstlers verstand er alles. Einem ungestümen Drang gehorchend tat er zwei Schritte vorwärts, ergriff die Hand des Künstlers und schüttelte sie.

Der Arbeiter mußte sich neben ihr setzen. Das zweite Klingelzeichen schrillte auf. In einem tiefen Aufatmen wehte eine plötzliche Stille durch den Saal. Der Vorhang rauschte langsam empor.

Von diesem Augenblick an war Johannes seltsam verändert. Als hätte der Vorhang all sein künstlerisches Mitgenießen, seine ungemeine Empfänglichkeit für alle Schmerzen und Härten, das Gefühl seines Verwachsenseins mit seiner innern Welt in die Höhe entführt. Nun saß er außer sich selbst. Er hatte dieselbe Empfindung wie in jener Nacht, als er, im Boot den Fluß hinabtreibend, die ganze Weltgeschichte erlebt und aus allen Geschehnissen die Musik herausgehört hatte. Wie damals sah er in weiter Ferne einen Menschen sitzen, in dessen Gesicht die Leiden einer übersensitiven Seele ihre Furchen gegraben hatten. Dieser Mensch war er selbst. Im Kampf mit sich selbst als Feind seiner eigenen Veranlagung hatte er in sich jene Vision zu einem wirklichen Geschehnis gemacht, durch Leid und Irrtum war er würdig geworden der Kraft, sich selbst betrachten zu können, wie er jeden Menschen betrachtete, ohne Haß und ohne Liebe, aber mit freudiger Ehrlichkeit. Seit jener hohen Sommernacht, in der er Rückblick und Ausschau gehalten, war er einen falschen Weg gegangen; statt anders sein zu wollen, als die Menschen, weil er anders sein m u ß t e, um sie zu sich emporziehen zu können, hatte er dem Wahn gehorcht, er müsse sein wie alle Menschen, um allen Menschen helfen zu können. Wie eine Erlösung schlug diese Erkenntnis an seine Seele bevor noch der erste Ton seines Werkes erklungen war.

Eine tiefe Andacht unterdrückte jeden Laut und jede Gebärde; die vielen Menschen saßen in feierlicher Sammlung. Erhaben und schweigend lag die Toteninsel vor ihnen. Dann hauchte eine Flöte im Orchester einen langen zitternden Ton. Er strahlte empor wie eine Sehnsucht, die lange schweigen mußte. Da begannen scheue Töne um den ersten zu spielen, umkräuselten, umtanzten, umschlangen ihn. Ein wunderbares Weben gedämpfter hoher Töne ließ das große Schweigen leise erzittern. Und plötzlich grollte ein dumpfer Ton dazwischen, schwer und hart . . . Ueber das Meer kam ein Kahn langsam und lässig. Der das Ruder führte, blickte aus kecken Augen. Seine Bewegungen waren stark und sicher; seine geschmeidigen Glieder kündeten unendliche Lebensfreude. Vorn im Kahne aber saß einer, der aus scharfen Augen ausspähte und das feierliche Totenreich mit seinen Blicken aufzusaugen schien. Im Orchester schwoll das Weben der hohen Töne zu einem schrecklichen Getümmel an. Und im Kahn, der mit den scharfen Augen, sang: Es lebe das Leben in alle Ewigkeit!

. . . !Der Kahn bog majestätisch nach der Einfahrt. Der Gesang des Mannes mit den scharfen Augen wurde lauter, die hohen düstern Felsen warfen ihn grollend zurück.

Ein Gewaltiger trat aus einer Felsentür, tat zwei langsam — gemessene Schritte, stand finster und reglos am Terrassenrand. In düstern Augen drohte der Zorn. So stand er: hart, unbeugsam,

Der im Kahn lachte. Lachte, daß die Zypressen ängstlicher zitterten. Das Leben kommt, schrie er. Der Tod soll sterben!

Langsam reckte der Gewaltige auf der Terrasse den Arm und wies in die weite Ferne. Dort irgendwo lag das Land des Lebens. Dorthin möchte der im Kahn zurückkehren, bis . . . ein leises Lächeln rieselte über die finstern Züge.

„Ich kenn dich!“ sang der Kecke im Kahn. „Du bist Napoleon Buonaparte, und einst war ich dein lieber Gefährte . . . “

Im Orchester klang eine Melodie auf, die zwischen Hohn und Wehmut hin- und herzitterte. Das ganze Elend dieses Mannes, der da im Kahne saß und höhnte und im Herzen blutige Tränen über sich selber weinte, klagte in dieser Melodie.

„Ich kenne dich! Ich kenne dich!“ lachte der im Kahn. „Komm mit mir. Verlache diese törichte Insel . . . siehe! dann wird sie nicht mehr sein. Komm mit, das Leben blüht immer noch auf Erden.“

Starr und unnahbar wies der Gewaltige mit straffem Arm in die Ferne.

„Ich bin Napoleon Buonaparte. Mein Wille wollte eine Welt beherrschen. Er zerbrach an ihr. Aber ich habe mir eine andere Welt erobert. Diese Insel der Toten ist mein Reich. Ich bin der Minister des Todes. Du, Schwächling, blöder Genuß —: einst warst du mein Sklave. Ich habe dir längst die Freiheit gegeben. Gehe zurück in die Erde. Einst wird auch dein Tag kommen.“

Trotzig fuhr der Kahn des Genusses an den beiden weißen Säulen vorüber . . ., schon nahmen ihn die Schatten der hohen Zypressen auf. Da ließ Napoleon den Arm sinken:

„Du willst mit mir kämpfen, Wahnsinniger! Hier muß jeder Kampf zugrunde gehen.“

Die Musik begann leise und endlich immer lauter zu spotten, zwei kämpfende Mächte. Funkelnden Blickes maß der Genuß den Gewaltigen der Toteninsel.

Der lächelte sein finsterstes Lächeln und winkte.

„Aus diesen Felsenwohnungen wirst du die Großen der Erde treten sehen. Sie werden an dir vorüberwandeln, stumm; aus ihren Mienen aber und ihren Gebärden wirst du die große Weisheit lesen: Wer sein Werk getan hat, soll schlafen.“

Ein lächelndes Motiv, fast ländlich in seiner Schlichtheit, schlang sich schmeichelnd um die spottenden Töne, umstrickte sie, erstickte sie endlich mit der Kraft seiner gesunden Lieblichkeit. Der Blick des Kecken ward unsicher und unwillig. Und aus den Felsen klagte eine abgerissene Melodie. Mädchen sangen mit halben Stimmen. Sie ahnten den Feind, das Leben, und wehrten ihm, einzudringen in die Heiligkeit ihrer ewigen Ruhe. Da lächelte der Kecke wieder und sang ein Trotzlied.

„Wähnst du, Napoleon, ich fürchte das Jammern der Dirnen? Ich kam, um dich zurückzurufen in die Herrlichkeit des Lebens, ich biete dir die Herrschaft über die Erde an . . . Und sträubst du dich, mir zu folgen — ich habe ein Mittel, dich zu zwingen!“

„Mich zwingen? Häufe alle Schönheit der Erde vor meine Füße — ich lache ihrer! Hast du mich je gekannt, du König der Oberfläche? Weißt du von meinen Schmerzen, wenn alle meinten, ich sei ein Gott im Flitter meines Ruhms und meiner Macht? Wenn ich Tausende von Menschen in Nacht und Sterben peitschte, war ein Kinderlächeln in meiner Seele und hat um Erbarmen für die Opfer gefleht. Tor, der du bist wie der Schaum des Meeres!“

Ein leises Rauschen von vielen Schritten knisterte aus den Felsentüren hervor. Nun hob das Tönen der Weltgeschichte an. Alle Heroen schritten hervor, stumm und lächelnd — selbst Nero, der unglückliche Mörder, lächelte —, winkten abwehrend gegen den Kecken hin. Er stand und zitterte. Der Gewaltige aber starrte in den feierlichen Umzug. Eine Hymne begleitete die Schritte der Helden; zuweilen jauchzte eine übermütige Flöte ihren hohen Jubel dazwischen. Zuweilen auch dröhnte wie ein schweres Wetter ein Paukenwirbel. Man empfand das schreckliche Getümmel großer Schlachten, hörte den Flügelschlag der edlen Geister aller Völker — — Ueber all diesem Getümmel und Gewoge aber lag der Duft der Ruhe. Da war kein Mißklang, der nicht sein endliches Zerfließen in Wohlklang wenigstens hätte ahnen lassen; da war keine Grausamkeit, der man nicht die heimliche Sehnsucht nach Frieden nachempfand. Kein Judaslächeln, das nicht ganz leise geflüstert hätte: Alles wird einmal ein gutes, stilles, versöhnendes Lächeln sein.

Dem Künstler war das Höchste gelungen: Er hatte der seltsamen Welt, die in ihm lebte, sichtbares Leben verliehen. Er zwang in die Wahrheit seines Bekenntnisses: Alles Geschehen und alles Nichtgeschehen, alles Reden und Schweigen, alle Bewegung und aller Stillstand, alles ist Musik — zu glauben.

Eine unendliche Seligkeit hob in ihm zu tönen an; seine Seele lächelte wieder. Und jetzt lernte er verstehen, daß keiner, der in den Niederungen wandert, den Leidensgefährten zu helfen vermag.

Wie in jener Nacht an ihm, so zogen jetzt die Taten der Weltgeschichte an den Menschen vorüber. Diese Menschen empfanden die fehlende Handlung nicht als Störung. Die Harmonie zwischen den Tönen, den Farben und den Gebärden beherrschte sie. Das Kunstwerk hielt sie fest und zerstreute alle klugen Einwände des Verstandes.

Jetzt war der Kecke umkreist. Während die ersten Helden wieder in das Schweigen der Felsen zurücktauchten strömten immer neue Kämpfer hervor, die sich dem feierlichen Zuge anschlossen. Der Kecke zitterte. Ein Funkeln stob aus seinen Augen.

„Napoleon, starker Kämpfer! Der Tod hat diese hier besiegt; sie lächeln verachtend über das Leben. Aber ich will sie dem Leben wiedererobern. Sie und dich!“

Und er durchbrach die Reihe der wandelnden Helden und sprang zum Rand der Terrasse und jauchzte durch die hohlen Hände über das weite Meer:

„Herbei, du Leben, du Süßes, du Holdes, du Ewiges!“

Das Getümmel der Töne verstummte, die Motive wurden ärmer, verblichen. Und endlich klang nur eine Flöte . . . Sie hauchte wieder den langen zitternden Ton, der wie eine langverhaltene Sehnsucht emporstrahlte. Der Gewaltige starrte vor sich hin, wunschlos. Bleich ließen die Helden ihre Blicke über das weite Meer hinwandeln . . . Und abermals kam ein Kahn. Er glitt über die stillen Wasser wie ein lebender Blumenberg. Ein liebliches Singen zitterte daraus hervor . . . Ein schlichtes fröhliches Mädchenlied. Mit schmeichelnden Händchen streichelte es die starren Felsen und erweckte in den Herzen der Helden süße Wehmut. Ihre Mienen wurden weicher, die Starrheit ihrer Haltung löste sich. Sie schienen lebendige Menschen zu werden. Mit ihren gebrochenen Stimmen antworteten die Mädchen aus den Felsenhöhlen, priesen die Seligkeit des Todes, sangen von der ewigen Ruhe der ernsten Insel. Hellauf lachte das Leben, das im Blumenboot saß . . .

Das Orchester jagte drei engzusammengeballte Töne durch alle Oktaven bis in die höchsten Lagen.

Es jauchzte der Kecke, stürmte die Stufen hinab zur schmalen Einfahrt, grüßte das Boot mit tiefem Neigen. Hochauf richtete sich das Leben.

Ein Aufatmen im Zuschauerraum, bis hinauf in die Winkel der Galerie. Mia Mirana, die Gefeierte! Ihre Augenstrahlen durchströmte alle. Sie ahnten die Schönheit innerer Harmonie; sie, denen das kühle Leben Tag um Tag den Stachel ewiger Ratlosigkeit ins Fleisch bohrte, empfanden ihre eigene Zerrissenheit.

. . . Johannes aber erschrak, als er nach Jahren wieder das Weib sah, das ihn gerettet hatte aus der Nacht des Dahinlebens. Die Vergangenheit stieg auf. Alle Tage standen in blauem Glanz . . . aber wie ein schmutziger Schleier legten sich die Geschehnisse der letzten Monate darüber. All das Elend dieser letzten Monate, alle die Seufzer, die Klagen, die Verzweiflungstaten verdunkelten ihm den Blick.

Alle Freude über sein Werk, die aufs Neue in ihm emporgeblüht war, sank zurück. Alle Hoffnungen beim Anblick seines Werkes stürzten ein; eine große Angst peinigte ihn und machte ihn gleichgültig gegen Töne und Farben. Er blickte nicht mehr nach der Bühne; das Weib, das eben den Fuß auf das Erdreich der Toteninsel setzte, drängte sich ihm auf wie eine Anklage . . .

„Gegrüßt, du süßes, herrliches Leben, gegrüßt seist du!" sang der Kecke und führte das Weib die Stufen hinan zur Terrasse. Das Orchester begann, üppige Tongirlanden zu winden, ein blühendes Blumenmotiv schlang sich in die weich verhauchende Klage der Inselmädchen. Finster stand Napoleon Buonaparte, er erwartete das Leben.

Und als Napoleon dem Leben in das strahlende Antlitz blickte, erschrak er. Dies war die Frau, die er geliebt und seinem Leben geopfert hatte. Dies war Josefine, die kam, ihn zurückzurufen in die Pracht stolzer Erdentage.

„Napoleon Buonaparte!" lächelte das Weib. „Ich komme, dir das Lied des Lebens zu singen. Und ist mein Lied zu Ende will ich bescheiden wieder von dannen fahren."

Lächelnd breitete sie die Arme aus nach dem weiten Meer. Und die Helden flüsterten und konnten keine Lösung dieses seltsamen Geschehnisses finden.

„Singe, du Herrliche, du Süße!" jubelte der Kecke und beugte ein Knie vor ihr. „Singe! Du wirst die Macht des blöden Todes zersingen . ."

Ein wehmütig-süßes Klagen setzte im Orchester ein; ergreifend schlicht schwebten die Töne aus der Tiefe und zerschmolzen. Als sei eine alte Volkweise auferstanden und komme nun einher in ihrem seltsamen Gewand und zwinge in der nüchternen Pracht der neuen Zeit alle zu einem versonnenen Lächeln. Schlicht und lächelnd erklang die Stimme der Künstlerin. Sie riß hin in ihrer Einfalt. Ihre langsam und ruhig in die Ferne schwebende Stimme schien dieses abgeschiedene Reich des Todes mit der fernen Erde, mit ihren Blumen und Bäumen, ihren Städten und Landschaften zu verbinden. Man empfand in ihrer Stimme das Duften des Frühlings, das tiefe Lachen selig wandelnder Paare; man empfand darin die gütige Sonne südlicher Länder und die farbige Pracht hoher Berge und weiter Ebenen. Mit geschlossenen Augen trank Johannes diese berauschende Stimme. Und während er dasaß, versunken in genießende Schwermut, erlebte er die blaue Stunde seiner Kindheit.

Und die Künstlerin sang. Ihre sammtne Stimme wurde härter und stolzer. Ein Triumphlied des Lebens sang Mia Mirana.

Aber der Gewaltige lächelte kein versöhnendes Lächeln. In seinen Mienen stand zu lesen:

„Selig ist die Insel der Toten. Aber ein Schrecken das Reich der Lebendigen."

„Ich liebe dich, Napoleon Buonaparte! Du hast mich verstoßen, als ich noch Josefine, dein Weib, war. Und mit mir hast du das Leben verstoßen."

Zornig zerriß ihr der Gewaltige das anklagende Lied.

„Du törichtes Weib! Unendlich dankbar bin ich dem Schicksal, das mich würdig befand, in Einsamkeit zu leben. Die Vorbereitung auf das Leben im Reiche des großen Schweigens. Nicht viele sind schon im Leben stark genug, das große Schweigen tragen zu können.

„Ich liebe dich, Napoleon Buonaparte." jammerte das Weib. „O, stoße mich nicht zurück."

„Herrin," flüsterte der Kecke, „vergiß nicht, was uns hergeführt. Den Tod zu töten, gilt es. Nicht diesen Einzelnen dem Leben wiederzugewinnen."

Und das Leben reckt sich auf.

„Das Höchste ist ein Heldenleben! Ist es nicht Schmach, tatlos in trägem Schweigen dahinzuleben? Auf, ihr Tapfern, ihr Großen, zurück in den Kampf. Ewig kämpfen — das ist die Sehnsucht und das Glück aller Großen."

Lächelnd schütteln die Helden ihre Häupter. Keine Sehnsucht ist in ihnen, nur Erfüllung. Und Napoleon Buonaparte sagt dem Weib mit leiser Wehmut:

„Alle Liebe ist vergänglich. Ich liebte dich einst. Aber es starb diese große Liebe. Denn eine größere hat mich erfaßt, die Liebe zu den Menschen. Ich opferte Unzählige. Die Wenigen opferte ich, um die Vielen zu retten.

„Ich kam, um dich dem Leben wiederzugewinnen, Napoleon, ich litt am Leben und wollte, daß du mir tragen helfen solltest. Daß alle, die jemals waren, mir tragen helfen sollten."

Jäh zerriß die traurige Musik. Eine schreckliche Stille öffnete sich. Und in diese Stille hinein warf der Kecke ein Zorngelächter.

„Feiges Leben! rief ich dich, daß du winseln solltest? Besiegen solltest du den Tod, aber der Tod hat dich besiegt. Was bin ich, wenn du nichts bist? Wo du hinkamst, folge ich dir und gab den Menschen Genuß . . ."

Hoch auf bäumte sich das Leben.

„Schon lange verachte ich dich. Wo du die Herrschaft ergreifst vergehen die Menschen. Wie maßlos bist du auch hier! Du kamst, den Tod zu töten."

. . . In majestätischer Ruhe floß das Werk seinem Ende entgegen. Das Leben, das in Sehnsucht und Not gekommen war, es hatte im Reich der Toten die Bescheidenheit gelernt. Der Genuß aber, der in der Gier, den Tod zu töten, es über das weite Meer herbeigerufen hatte, — gedemütigt kauerte er ganz im Hintergrund. Die Insel lag in einer sanften Dämmerung.

Mia Mirana stand vor dem Gewaltigen, süß und hinreißend, in den Augen das weiche Leuchten einer neuen Erkenntnis:

„Nun will ich zurück zu meinen Menschen fahren. Ihnen die Stille zu verkünden. Sie würdig zu machen des großen Schweigens. Du aber, Genuß, willst du mir helfen?"

Demütig näherte sich der Genuß. Gebeugten Hauptes sprach er:

„Wer bin ich, wenn du nicht bist? Ich folge dir. Ich will sie lehren, wie sie dieses Schweigen in Vornehmheit genießen können."

Hart und eigensinnig dröhnte im Baß ein einzelner Ton und suchte sich immer wieder in das brausende Jubeln der andern zu drängen. Flinke, kurz angeschlagene Töne kletterten gewandt über die feierliche Melodie hinweg. Dort zwitscherten sie, wie fröhliche Vögel, kicherten wie pausbäckige Englein und sprangen davon. Einige Takte lang klang nur die feierliche Melodie, bedrängt von dem tiefen, eigensinnigen Ton; dann kamen die vielen Flinken wieder, tänzelten ein Weilchen auf ihrer Höhe und stürzten sich dann Hals über Kopf hinab, umringten den harten trotzigen Ton und erstickten ihn. Triumphierend schwoll die feierliche Melodie an. Die kleinen Flinken kicherten lustig und liefen dann sittsam nebenher.

Langsam stieg Mia Mirana von der Treppe herab. Der Kecke löste dienstfertig das Blumenboot . . . Langsam glitt das Boot hinaus auf das offene Meer. Der Chor der Helden sang ein Triumphlied, der Kecke bestieg sein Boot und ruderte dem Leben langsam und ehrerbietig nach.

. . . Erst als sie den Vorhang niedergleiten sahen, erinnerten sie sich, wo sie waren. Ein tosender Beifall stob auf. Eine solche Bewunderung hatte sich während dieser zwei Stunden in ihnen angesammelt, daß sie sich mit einem lang andauernden Händeklatschen davon befreien mußten. In jedem der Zuhörer hatte dieses Mysterium eine Saite angeschlagen, die im unruhigen Einerlei des Alltags selten zum Klingen kam, in jedem war eine Sehnsucht geweckt worden.

Der Künstler, emporgerissen vom Jubel der Menschen, strich sich mit der freien Hand über die Augen. Ihm war in diesen Stunden eine Offenbarung geworden. Die blaue Stunde war wieder lebendig in ihm geworden.

. . . Stimmen, die seinen Namen riefen, machten ihn verwirrt. Er erschrak, als er plötzlich den Jubel der Hingerissenheit vernahm. Wie an jenem Abend, als er im Konservatorium der kleinen Stadt vor andächtigen Zuhörern gespielt hatte und mit Beifall überschüttet worden war, begann seine Seele in Scham zu zittern. Wie damals kam er sich als Verräter an der Kunst vor. Die Stimmen, die nach ihm riefen, mehrten sich. Der Vorhang ging zum vierten Male in die Höhe.

Die Stimmen riefen immer ungestümer. Alle Köpfe waren nach seiner Loge gewandt.

Gehen wir! sagte plötzlich Johannes ganz klar und bestimmt. Seine Stimme war kalt und feindlich.

Mit harten Schritten trat er aus dem Halbdunkel der Loge. Er sah sich nicht um, ob ihm die andern folgten. Und als ihm die scharfe reine Luft der Januarnacht gegen die Stirn prallte, atmete er tief und schüttelte allen Unmut von den Schultern, unendlich beglückt. Die Erkenntnis, daß die Vergangenheit streng und unerbittlich ist und daß aus ihr alle Taten und Werke der Menschen erblühen, diese Erkenntnis war ihm zu lebendigem Besitz geworden. Jetzt hatte er wieder sein Erdreich gefunden darin er wachsen und Früchte bringen konnte. Je tiefer er sich in dieses Wunder versenkte, umso leuchtender stand die Gestalt der Mutter vor ihm. Sie war es, der er die blaue Stunde seiner Kindertage verdankte; sie war es auch, die ihn auf seinen Weg zurückgeleitet hatte, indem sie vor ihm erschien, herbeigerufen durch die Kraft seines Werkes. Das Heiligste, was es in seinem Leben gab, war die Erinnerung an die Mutter. Vor ihr hatte er gekniet in Stunden der Entzückung; sie hatte er vergessen in den Tagen des falschen Weges; zu ihr war er jetzt wieder zurückgekehrt, und ihre reiche Seele war eingegangen in den Leib des Weibes, das einst seine Geliebte war.

. . . Der Künstler hatte Mia Mirana schriftlich gebeten, ihn nach der Vorstellung zu treffen. Er fieberte in heißer Unruhe. Er hatte Augenblicke, in denen er nicht stark genug zu sein glaubte, ihr froh und unbefangen gegenüberzutreten.

Fortsetzung folgt

Ständige Ausstellungen

der Zeitschrift Der Sturm

Berlin W / Potsdamer Straße 134 a

Zwanzigste Ausstellung

Albert Bloch

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 11—2 Uhr

Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark

Verlag der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 134 a
Fernruf Amt Lützow 4443

Halbmonatsschrift der Sturm

Erscheint am ersten und fünfzehnten jedes Monats

Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe: Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelnummer 20 Pfennig / Doppelnummer 40 Pfennig × Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs / Einzelnummer 25 centimes / Doppelnummer 50 centimes. Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier. Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark × Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 10 Mark / Dritter Jahrgang, Nummer 105—152/153: 10 Mark / **Vom 1. Januar ab 20 Mark**

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken u. Straßenständen auf Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum fünften des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Generalvertretung des Verlags Eugène Figulère / Paris

Originalholzschnitte / Handdrucke

Die Gesamtauflage ist in Klammern beigefügt / Alle Exemplare sind vom Künstler nummeriert und signiert

Franz Marc: Versöhnung / Tierlegende / Pferde / Tiger / Pferde Hochformat / Die Hirtin / Der Stier / Schlafende Hirtin / Wildpferde / Ruhende Pferde (handaquarelliert) / Das Exemplar 40 Mark (je 10)

Max Pechstein: Die Erlegung des Festbratens / Auf Nummer 94 der Zeitschrift Der Sturm vom Künstler mit der Hand aquarelliert / Das Exemplar 5 Mark (100)

Kandinkky: Sonntag / Zwei Vögel / Das Exemplar 30 M

Wilhelm Morgner: Acker mit Weib / Tierdresseur / Holzarbeiterfamilie / Fressende Holzarbeiter / Das Exemplar 20 Mark (10)

Gabriele Münter: Neujahrswunsch / Das Exemplar 30 Mark (5)

Walter Helbig: Landschaft / Das Exemplar 30 Mark (5)

Schmidt-Rotluff: Mann und Weib / Sonnige Straße / Das Exemplar 30 Mark (12)

Arthur Segal: Vom Strande I / Vom Strande III / Das Exemplar 20 Mark (15)

H. Campendonk: Originalholzschnitte [Nummer 131, 134/135, 140/141] / Das Exemplar 25 Mark (12)

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Oskar Kokoschka: Nijinsky / Porträt Lichtdruck, großes Format / 10 Mark

Musik

Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark / 50 Seiten

Künstlerpostkarten

Das Exemplar 20 Pfennig

Futuristen: Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz / Umberto Boccioni: Abschied / **Kandinsky:** Komposition 6

Franz Marc: Affenfries / Tierschicksale

Robert Delaunay: La Tour

Karten von Macke / Münter / Marc Chagall / Klee / Léger / Jawlensky / Werefkin usw

Mappen und Alben

Oskar Kokoschka: Zwanzig Blatt Zeichnungen / Strichätzung / Auf Kaiserlich Japan-Papier in Luxus-Mappe 25 Mark / Auf Costa-Karton in einfacherer Mappe 12 Mark

Soeben erschienen: Kandinsky 1901—1913 / Monographie mit sechzig ganzseitigen Abbildungen und Text von Kandinsky / Mark 10

Illustrierte Ausstellungskataloge

Der blaue Reiter / Severini / Archipenko / Skupina / Je 50 Pfennig / Die Futuristen 60 Pfennig

Erster Deutscher Herbstsalon / Mit fünfzig Abbildungen in Kupfertiefdruck / 2 Mark

Zeitschriften

La Route / Revue de l'Effort Social / Paris / Rue de Vaugirard 120

L'Effort Libre / früher L'Effort / Monatsschrift / Herausgeber: Jean Richard Bloch / Poitiers [Vienne]

L'Indépendance / Halbmonatsschrift / Künste / Kultur / Philosophie / Politik / Jahresbezug 15 Francs / Paris 31 rue Jacob

La Renaissance Contemporaine / Halbmonatsschrift Paris / 41 Rue Monge

La Nouvelle Revue Française / Monatsschrift / Paris VIe 35/37 Rue Madame / Nummer 1 Francs 50 centimes

Montjoie / Halbmonatsschrift / Paris / Chaussée d'Antin 38

Haro / Monatsschrift / Brüssel

Les Cahiers du Centre / Moulins [Allier]

Les Soirées de Paris / Recueil Mensuel / Paris 9 rue Jacob

Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für neue und alte Kunst / Administration Prag I 5 Veleslavinova

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebungen von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

Akademie für moderne Skulptur in Paris / 18 Impasse du Maine Montparnasse / Korrektur: A. Archipenko / Arbeiten in Stein / Studien der Stilarten

Premier livre simultané / Blaise Cendrars / La Prose du Transsibérien et de la Petite Jehanne de France / couleurs simultanées de Mme Sonia Delaunay-Terk / Edition unique, atteignant la hauteur de la Tour Eiffel (vol. 10×36 cm 2 mètres) 150 exemplaires, dont 8 sur Parchemin ,couverture à la main, chevreau noir Prix net Frs. 500— / 36 sur Japan-Impérial, couverture à la main, parchemin Prix net Frs. 100— / 106 sur Simili-Japan, couverture à la main chevreau noir Prix net Frs. 50— / Tous les exemplaires sont signés pas les Auteurs et numérotés à la presse / Edition des Hommes Nouveaux, 4 rue de Savoie, 4 Paris / Dépôt: Der Sturm Berlin W Potsdamerstraße 134a / Prospectus gratuit

Wiener Buchhandlung für moderne Literatur und Kunst Hugo Heller & Co. Wien I Bauernmarkt 3 / Reichstes Lager bibliophiler Literatur / Ständige Buchkunstausstellung / Im Oberlichtsaal ständige Ausstellung moderner Graphik / Regelmäßige Dichterabende vor geladenen Gästen

Edmund Meyer / Buchhändler und Antiquar / Berlin W 35, Potsdamer Straße 27 b / Fernruf Amt Lützow 5850 / Spezialgeschäft für bibliophile Literatur aller Zeit / Wertvolle und seltene Bücher jeder Art vom XVI.—XX. Jahrhundert / Alte und neue Kunstblätter / Ständige Ausstellung bibliophiler Publikationen

Der Horen-Verlag (Charlottenburg) veröffentlicht Luxusdrucke moderner Autoren, graphische Blätter und Mappen starker junger Künstler. Sachlich beispielhafte Ausstattung. Niedrige Preise. Illustrierte Prospekte stehen kostenlos zur Verfügung.

Wiecker Bote / Schriftleitung: Dr. Oskar Kanehl / Wieck-Eldena in Pommern / Preis des Heftes 25 Pfennig / 4 Hefte M. 1,20 / Heft 3 soeben erschienen

Prazské Umêlécké Dilny / Prager Kunstwerkstätte für neue Kunst / Möbel / Beleuchtungskörper / Textilien / Prag, I / Veleslavínova 3

Verein für Kunst / Leitung Herwarth Walden / Zehntes Jahr / Man verlange kostenlose Mitteilungen über die Neuorganisation durch den Verlag Der Sturm / Berlin W 9

Notiz

In der Privatklagesache des Schriftstellers Dr. Hans Friedrich gegen mich, gab ich im Vergleichswege folgende Erklärung ab: Ich habe mit dem der Privatklage zugrunde liegenden Artikel des Sturm nur eine sachliche Kritik geben und mich gegen die Angriffe der Zeitschrift Janus verteidigen wollen, von denen ich glaubte, daß sie gegen mich gerichtet seien; eine Kränkung der persönlichen Ehre des Privatklägers hat mir fern gelegen. Sollte gleichwohl eine solche in meinem Artikel zu finden sein, so würde ich dies bedauern.

Herwarth Walden

Verantwortlich für den gesamten Inhalt:
F. Harnisch / Berlin W 35
Verlag Der Sturm / Berlin W 9
Druck Carl Hause / Berlin SO 26